

Literatur als Zufluchtsort

Zensur in der Bundesrepublik Deutschland im Spiegel von Journalisten-Romanen

Leben und Leid von Journalisten – das ist für die Literatur schon immer ein ergiebiger Stoff gewesen. Den Anfangspunkt dieser Themenkarriere setzte schon Goethe im Jahre 1774 mit seinem »Clavigo«.¹ Widersprüchlich, doch allemal kritisch war das Bild, das Schriftsteller einerseits und hauptberufliche Journalisten andererseits vom Wirken der Vermittler von Nachrichten und Meinungen zeichneten. Den einen galten sie als Verbalkosmetiker der Unterdrückung, als – um mit Brecht zu reden – Argumentenlieferanten, Weißwäscher und Schönfärber, als Kopflanger der Herrschenden², den anderen aber als Herausforderer der Mächtigen, als Freiheitskämpfer, deren Waffe das Wort war, als Helden der Aufklärung. Das Sujet ist nicht zuletzt verkaufpsychologisch äußerst attraktiv, denn der Journalist als literarische Figur profitiert von jener Aura aus Abenteuer, Freiheit, Exotik und Prestige, die ihm gemeinhin und ganz unbeeindruckt von der Berufsroutine, die es unzweifelhaft gibt, zugeschrieben wird. Von Traumberufen liest man halt gern, und es wäre literatursoziologisch interessant, die Agenda-setting-Funktion der journalistischen Literaturkritik in diesem Zusammenhang zu untersuchen. Ich wage zu behaupten: Manch ein Buch wird nur und gerade deshalb rezensiert, weil es der Erfahrungswelt der Kritiker und Redakteure dadurch entgegenkommt, daß Journalisten eine nicht unmaßgebliche Rolle darin spielen.³ Von solchen »Aufmerksamkeitsregeln« wissen auch die Autoren und tragen ihnen Rechnung. Tendenziell wirkt die Kritik so auf die Literatur zurück: Sie gibt ihr die Sujets vor, die von (allerdings sehr gruppenspezifischem) Interesse sind. Oder in den Worten Monika Dimpfls: »Das System der Massenkommunikation wird zu einer Produktionsbedingung von Literatur... Es formt nicht nur die Aufmerksamkeit für Literatur, sondern auch die Literatur selbst, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen will.«⁴

Es scheint, als sei der Journalisten-Roman für den gebildeten Mittelständler das, was der Arzt-Roman für die »einfache Frau aus dem Volke« sein will: ein Ort für Tagträume von Selbstverwirklichung und/oder sozialem Aufstieg. Insbesondere in der Literatur der letzten zehn Jahre häufen sich Redakteure, Reporter und Publizisten als Leitfiguren für Belletristik derart auffällig, daß man geneigt ist, von Hochkonjunktur zu sprechen: Weit mehr als einhundert derartige Texte ließen sich benennen.⁵ Ich möchte hier diejenigen herausgreifen, die das Thema »Zensur in der Bundesrepublik Deutschland« aufgreifen. Daraus resultiert: Die betreffenden Romane und Erzählungen wurden von Autoren geschrieben, die in der Bundesrepublik Deutschland leben (mit den drei Ausnahmen des Österreichers Helmut Schinagl, des Schweizlers Otto F. Walter und der DDR-Bürgerin Monika Maron). Außerdem sind die ausgewählten Autoren in der Regel hauptberufliche Journalisten, entweder als festangestellte Redakteure oder aber als freie Mitarbeiter. Wir haben es also zu tun mit einer Prosa, die, literarisch mehr oder weniger vermittelt, über authentischen Berufsalltag berichtet.⁶

Das Medium Buch wird so zu einem Forum, in dem Betroffene über Meinungsunterdrückung, Konkurrenzneid, Alkoholsucht, Aussteigergelüste und alle anderen Formen der

Berufsunzufriedenheit offen klagen. Im wahrsten Sinne des Wortes gilt: Hier machen Journalisten ihrem Herzen Luft. Literatur wird zum Zufluchtsort, gerade wenn es darum geht, Fälle von Zensur öffentlich zu machen. Wer sich in den tagesaktuellen Medien nicht mehr äußern darf, muß ausweichen in die Scheinfiktionalität des Mediums Buch.

Eine düstere Beschreibung der Lage in den Rundfunkanstalten liefert der bei Radio Bremen beschäftigte Redakteur Jürgen Breest in seinem Roman »Dünnhäuter« aus dem Jahre 1979. Darin bekommt der Fernseh-Redakteur Feldmann Ärger mit dem Rundfunkrat, weil er in einem Bericht über eine Bürgerinitiative zwei kommunistische Mitglieder nicht als »rote Teufel« dargestellt hat. Breest zeichnet all die bekannten, von parteipolitischen Partikularinteressen motivierten Scheindiskussionen nach, denen zufolge »Funk und Fernsehen kräftig mitgewirkt haben bei der Schaffung eines Klimas der Denunziation rechtschaffener Bürger...« Die Argumente der Zensoren lauten unter anderem: »... Warum müssen unsere Herren Journalisten immer nur die Fehler unseres westlichen Lagers anprangern? Warum berichten sie nicht über Folter und Ausbeutung in der Sowjetunion, warum verschweigen oder verniedlichen sie alles, was jenseits der Todesgrenze der DDR geschieht?« In diesem Land hat es noch nie soviel Freiheit und Wohlstand gegeben wie heute. Ich habe einfach keine Lust mehr, mir Filme anzusehen, die so tun, als gäbe es nur Negatives in der Bundesrepublik.« Im konkreten Konflikt aktualisiert sich nach Breest ein grundsätzliches Problem: das der »Inneren Pressefreiheit«, also der individuellen Pressefreiheit des einzelnen Mitarbeiters innerhalb seines Mediums. Weder Rundfunkhierarchy noch Verlagsherren sollen die publizistische, das heißt auch: politische Bewegungsfreiheit des Journalisten eingrenzen. Wenn schon Kontrolle stattfindet, dann soll sie dem Kontrollierten einsichtig sein. In genau diesem Sinne klagt Feldmann, »daß Entscheidungen getroffen werden ohne Angaben von Gründen. Daß hierarchische Positionen willkürlich ausgenützt werden.« An anderer Stelle heißt es in Fortsetzung dieses antiautoritären Impulses: »Kein Gesetz der Welt bewahrte ihn vor Eingriffen durch Vorgesetzte. Sein Gehalt war geschützt, das konnte er notfalls einklagen, aber der Inhalt seiner Arbeit hing von der Willkür anderer ab.« Feldmann ist aufgefallen, fortan schaut man ihm auf die Finger. Ein von ihm geplanter Film über eine KBW-Aktivistin wird abgesetzt. Alle Versuche, die Entscheidung rückgängig zu machen, scheitern. Vor allem fehlt die Solidarität seiner sich anpassenden Kollegen. Gequält außerdem von privaten Problemen, flüchtet er sich immer mehr in den Alkohol (dessen übermäßiger Konsum sehr vielen Journalisten in den fiktionalen Texten zugeschrieben wird). Am Ende steht die Kündigung und die Hoffnung auf ein neues Leben, das aber vorerst in der Entziehungskur endet.

Am Druck der Parteien auf die Freiheit des Rundfunks laboriert auch Heinrich E. Bode, ein freier Hörfunkjournalist in Gert Heidenreichs Roman »Der Ausstieg« von 1982. Ein neuer Abteilungsleiter erklärt Bode, »er brauche Mitarbeiter, die in ihrer politischen Einstellung das Wahlverhalten der bayerischen Bevölkerung spiegeln. Ob Bode das von sich behaupten könne? Begonnen hatte das Gespräch mit Bodes Tageskommentar. Ein Parteivorsitzender in Hessen konnte sich deutsche Soldaten auf den Ölfeldern in Nahost vorstellen. Bode konnte nicht. Der neue Abteilungsleiter konnte« – und entschied, Bode dürfe nicht mehr für das »Tagesmagazin« arbeiten. Andere Redaktionen wollen nur noch unpolitische Themen von Bode bearbeiten lassen. Diese Kaltstellung eines unliebsamen Mitarbeiters ist für Heidenreich ein gesellschaftliches Symptom, ein Symptom für die Krise

einer in die Jahre gekommenen Bundesrepublik Deutschland, die, so heißt es, auf Linksterroristen mit dem totalen Polizeistaat antwortet, Neonazis aber laufen läßt. Von diesem Staat des »deutschen Herbstes« wird Bode schließlich sogar in den Tod getrieben. Wenn man aber an die realen Fälle von Freitod aufgrund politischer Unterdrückung, die die jüngste Geschichte kennt, denkt, an Walter Benjamin und Kurt Tucholsky zum Beispiel, so erscheint Bodes Tat, die Heidenreich noch dazu im verklärt-schönen Milieu der Normandie ansiedelt, als unreal übersteigert und unmotiviert. Er, der ja nicht an Leib und Leben bedroht war, soll so gelitten haben an diesem Staat, daß kein anderer Ausweg mehr blieb? Was uns Heidenreich hier präsentiert, ist also eine unglaubwürdige Geschichte, obwohl er einen authentischen Fall, nämlich seinen eigenen, dokumentiert: Nach fast zwölfjähriger Mitarbeit wurde ihm im April 1980 die weitere Mitarbeit am »Notizbuch« des Bayerischen Rundfunks verweigert, weil er dem neuen Redaktionsleiter politisch nicht genehm war. Dennoch: als Roman ein Zeugnis der linken Melancholie, aber auch des linken Fatalismus, der die Omnipotenz der Medien und ihrer Kontrolleure beschwört und so eigene Positionen widerstandslos räumt.

Heidenreich hat in einem Aufsatz seinen eigenen Fall auch theoretisch reflektiert im Hinblick auf interessengeleitete Wahrnehmungsstrukturen, die zur Tarnung von Zensur dienen.⁷ Davon aber findet sich in seinem Roman leider nur wenig. In der Verarbeitung seiner Erfahrung wird Heidenreich zum »Doppelkopf«.⁸ Vermutlich hat er sich gegen seine Kündigung durch den BR auch gewerkschaftlich zur Wehr gesetzt, doch auch dies kommt im Roman nur am Rande vor. Betriebsratssitzungen sind halt literarisch längst nicht so attraktiv wie Selbstmorde in der Normandie.

Überzeugender ist Jürgen Lodemanns autobiographischer Roman »Der Solljunge«, der ebenfalls 1982 erschien. Lodemann ist Redakteur des Südwestfunks und als solcher bekanntgeworden vor allem durch sein »Literaturmagazin« und die »Bestenliste«. Obwohl also der »Schönen Literatur« zugewandt, blieb Lodemann von politisch motivierten Zusammenstößen mit Vorgesetzten nicht verschont. Als er Alfred Andersch für eine Lesung seines Gedichtes »Artikel 3 (3)« Sendezeit zur Verfügung stellen wollte, wurde der Beitrag vom Intendanten »gekippt«. Lodemann fiel abermals auf, als er 1979 mehrere Schriftsteller zur anstehenden Bundestagswahl befragte und diese einmütig bekannten, einen Herrn Strauß könne man nicht wählen. Damit war für die Aufsichtsgremien das Gebot der Ausgewogenheit verletzt, und der Beitrag verschwand im Archiv. Lodemann wurde mit seinem Magazin aus dem ARD-Programm ins Dritte Programm Südwest strafversetzt. Wie fundamental die Allergie der Zensoren gegen alles, was im Ruch des Nonkonformen steht, ist, zeigt ein Beispiel aus dem Roman. Da wird ein Film über Simone de Beauvoir und ihr Buch »Das Alter« abgesetzt, weil Beauvoir die Ansicht äußert, nur wer als junger Mensch gelernt habe, das Leben richtig zu leben, könne auch das Alter genießen. Voraussetzung und Folge seien aber erst bei veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen gesichert – solchen, die das Glück über den Profit stellten. Lodemann schreibt: »Mein entscheidender Aufsichtsherr stieß sich an dieser Schlußfolgerung. Frau Beauvoir verlange nichts anderes als eine Revolution – er sei nicht bereit, für solche Folgerungen die Sendezeit einer demokratisch konzipierten Anstalt zur Verfügung zu stellen. . . . Ich war zunächst nur baff, hatte zu schlucken, daß hier also auch schon eine bloße Schlußfolgerung, daß hier schon schlichte Logik unter Verbot geriet, selbst dann, wenn sie von nicht schlichten Persönlichkeiten gedacht wird.«⁹ Lodemann sucht die Entscheidung rückgängig zu

machen. Das Wort »Revolution« sei doch gar nicht gefallen, argumentiert er, doch ohne Erfolg: »... Der wichtige und kluge Mann da neben mir, der so angestrengt und gradlinig beiseiteschaut, dem man ein so verantwortliches Amt anvertraut hat, der ist zwar fähig, Simone de Beauvoirs Denkkakt nachzuvollziehen, aber zugleich wehrt er sich gegen diesen Denkkakt, er verbietet ihn sich selbst.« Lodemann macht auch einen bescheidenen Versuch, hinter die Psychologie der Zensoren zu kommen (was in den Journalisten-Romanen sonst leider ein allgemeines Defizit bleibt): Eine »Selbstverstümmelung« sieht er am Werk – man tut nicht, was man weiß –, die am häufigsten dann aufträte, »wenn einer dieser klugen, hochintelligenten Kollegen in der Hierarchie des Senders sehr weit nach oben gelangt war – irgendwas, so mußte ich beobachten, benebelte ihm dann die Sinne. War es irgendwas? Oder war es vielmehr der Umstand, daß er selber die Dinge nun von so weit oben wahrnahm, daß ihm schwindelig werden mußte, weil von den Gipfeln des im Osten wie im Westen etablierten Nutz- und Handelsdenkens sich automatisch die Proportionen verzerren? Ich denke, so ist es.«

Von Rivalitäten und Repressionen, von Parteienmacht und Journalistendemut berichtet auch Rainer Horbelt in seinem sogenannten »Tatsachenroman« »Das Projekt Eden oder Die große Lüge der Fernsehmacher«, der 1985 erschien. Auch Horbelt weiß, wovon er spricht, drehte er doch viele, oft unbequeme Fernsehfilme, die ihm nicht nur Lob, sondern oft auch Ärger einbrachten – bis er beim Sender Freies Berlin derart in Ungnade fiel, daß kein Redakteur sich mehr getraute, ihm noch einen Auftrag zu geben. Zensur durch Verhinderung – das ist Horbelts Thema, welches er mit zahlreichen Fallbeschreibungen höchst informativ illustriert. Zum Stolperstein wird für Horbelt ein Film, ein »Dokumentarspiel« über einen Fall von antisemitisch motivierter Verfolgung im Lemgo des Jahres 1783. »Aktenmäßige Nachricht« hieß diese SFB-Produktion, die am 12. Juli 1984 in den Dritten Programmen der Nordkette ausgestrahlt wurde. Doch bevor es dazu kam, legte man dem freien Filmemacher Steine zuhauf in den Weg. In der Form des Tagebuches eines gewissen Sensburg rekonstruiert Horbelt die Chronologie der versuchten Einflußnahmen. Es beginnt damit, daß die Lemgoer der beabsichtigten Aufarbeitung ihrer Vergangenheit mit Mißtrauen begegnen. Drehgenehmigungen werden verweigert, weil schnell das Gerücht aufkommt, »daß der SENDER [so lautet in Horbelts Roman die Chiffre für den SFB] im Bereich Detmold/Lemgo einen Film zu drehen beabsichtige, in dem die lokalen Behörden in Zusammenhang mit antisemitischen Tendenzen gebracht werden sollen«. Das kolportiert auch die Lokalzeitung, die sich jedoch weigert, auch Sensburg alias Horbelt zu Wort kommen zu lassen. Erzürnt verläßt Sensburg mit einem provokanten »Heil Hitler«-Ruf die Redaktion. Dagegen protestiert die Stadt Lemgo in einem Telex an den Intendanten. Der verantwortliche Redakteur, der sich hinter dem Kürzel L. verbirgt (es soll sich dabei, wie uns Anmerkungen verraten, um SFB-Abteilungsleiter Lothar Kompatzki handeln), reist nach Lemgo und fordert von Sensburg, sich zu entschuldigen, sonst werde er »dafür sorgen, daß ich bei keiner Fernsehanstalt mehr Arbeit bekomme. Droht mir mit einem Prozeß.« Am 26. Juli 1983 ist der Film in der Rohfassung fertiggestellt, doch damit ist die Affäre für Sensburg–Horbelt noch keineswegs ausgestanden. Am 11. August erreicht ihn ein Brief des Intendanten, der den Hitler-Gruß als Beleidigung schärfstens mißbilligt und eine Weisung an alle Redaktionen ankündigt, den unbequemen Mitarbeiter vorerst nicht weiter zu beschäftigen – und das nach 12jähriger Tätigkeit. Das in Lemgo inkriminierte Produkt wird geringfügig gekürzt, aber nicht wesentlich verändert.

Halten wir die Faktoren fest, die in dieser Darstellung versuchter Zensur eine Rolle spielen: Erstens das Interesse einer im eigentlichen Sinne provinziellen Öffentlichkeit an einer geschönten Darstellung ihrer Geschichte und Gegenwart. Sie ist von Antisemitismus nicht unbelastet, das beweisen für Horbelt Wandschmierereien auf der Toilette des Rathauses Lemgo, »dort, wo auch der Bürgermeister pinkeln geht«: »Juden raus Dalli Dalli aufhängen« und »Hitler erwache«. Zweitens hat sich die Rundfunkanstalt an dieser versuchten Einflußnahme beteiligt, indem sie ihrem Mitarbeiter nicht den Rücken stärkte und vor den Pressionsversuchen anstandslos kapitulierte. Ihm wird der deutsche Hang zur Verdrängung der Vergangenheit zum Verhängnis; dieses Schicksal teilt Horbelt mit dem Helden in Johannes Mario Simmels Roman »Die im Dunkeln sieht man nicht«. Darin wird dem Fernsehredakteur Daniel Ross gekündigt, weil er einem revanchistischen Vertriebenen-Funktionär widersprach, der vor laufender Kamera behauptet hatte, daß »niemals sechs Millionen« Juden umgebracht worden seien: »Höchstens zwei«.

Doch Horbelts Bericht hat auch unübersehbare Schwächen. Der Sinn der notdürftigen literarischen Verkleidung seiner Selbstdarstellung wird nicht einsichtig. Mir scheint das mehr als juristische Vorsicht zu sein, zumal Horbelt alle Chiffrierungen im Anmerkungs- teil wieder aufhebt. Durch die Literarisierung will er seinen Protagonisten zum allgemeinen Problem erheben, Sensburgs Scheitern als symptomatisch darstellen. Hier liegt denn wohl auch die Antwort auf die an alle der hier vorgestellten Autoren zu richtende Frage, warum sie ihre beruflichen Konflikte überhaupt literarisierten und nicht in einer nüchternen Dokumentation publik machten. Offenbar ist die Befürchtung groß, mit Klagen über Zensur keinen Berufsfremden zur Lektüre verleiten zu können. Also müssen Spannungselemente her, die auch den spannungslosen politischen Stoff schmackhaft machen. Gegen dieses Verfahren ist an sich nichts einzuwenden, doch wird es fragwürdig dort, wo das Schielen nach Sensationen die Fakten trübt.

Bei Horbelt ist zudem nicht zu übersehen, daß sich jeder der real Beteiligten wiedererkennen, sich ärgern oder vielleicht sogar seine Fehler einsehen soll. So bleibt das Buch letztlich auf Kollegenkommunikation angelegt. Der Autor will ein abgebrochenes Gespräch über den Umweg der Literatur fortführen.

Der Ehrgeiz, einen Schlüsselroman zu schreiben, motivierte auch Franz Schönhuber bei seinem zweiten Buch »Macht – Roman eines Freistaats« (die Anspielung auf Lion Feuchtwangers Roman »Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz« aus dem Jahre 1930 ist gewollt, aber nicht gekonnt). Bekanntlich ist der Autor ein Mann für die Schlagzeilen: In die kam er erstmals 1982, nachdem er unter dem Titel »Ich war dabei« seine Vergangenheit als Freiwilliger in der Waffen-SS glorios verherrlicht hatte und daraufhin seinen Dienst als stellvertretender Chefredakteur und Hauptabteilungsleiter im Bayerischen Rundfunk quittieren mußte. Nunmehr holt er aus zu einer Generalabrechnung mit seinen einstigen Mitarbeitern und Vorgesetzten – eine Kollegenschelte besonderer Art. Romanhaft und unter dem Deckmantel Florian Trost ist Schönhuber hier aufgestiegen zum Kandidaten für das Intendantenam. Doch die hohe Ehre bleibt ihm versagt: Durch böse Intrigen bringen ihn seine Neider von rechts und links, »die Schwarzen« und »die Roten«, zu Fall.

Schönhuber, der hier in notdürftiger literarischer Verkleidung sein eigenes Schicksal wortreich beklagt (spekulierte er doch einst auf einen Chefredakteursposten), nennt auch »Gründe« für die Demontage seines Helden. Natürlich war Florian Trost im Bayerischen Rundfunk der einzige, der noch etwas hielt auf Geradlinigkeit, sauberes Handwerk und

echte nationale Gesinnung – und der als solcher allen »Linksideologen« und halbherzigen Patrioten ein Dorn im Auge war. »Nicht die Sowjets, wir selbst müssen Filme über unsere Geschichte machen!«, lautet einer seiner Merksätze, um die er nie verlegen ist. Kein Wunder, daß dieser »Rechtsaußen« nichts mehr wissen will vom Dritten Reich, vom »Nazi-Schuldkomplex«.

Selbst vor neuem Antisemitismus schreckt Schönhuber nicht zurück, auch wenn er ihn noch dezent verpackt. Da wird von jüdischen Rundfunkräten behauptet, ihr Einfluß sei größer als ihre Zahl, und da muß »ein kluger Fernsehkritiker« prompt Jakob Süß heißen. Es ist dies ein Antisemitismus im Schafspelz, wird doch Trosts jüdischer Stellvertreter wohlwollend zu den »zuverlässigen Freunden« gerechnet. Doch hören wir die Begründung: »Christthaler war das lebende (sic!) Beispiel für den Widersinn der nationalsozialistischen Rassentheorie, die in den Juden nur degenerierte Weichlinge sah. Er war Halbjude, ein glänzender Skifahrer, machte die waghalsigsten Bergtouren, spielte trotz seiner sechzig Jahre noch fleißig in Tennisturnieren mit.« Wenn sich Schönhuber noch vierzig Jahre nach der Niederwerfung des Faschismus auf das unwürdige Argumentationsniveau einer »Rassentheorie« hinabbeißt, so ist das ein Skandal; Propaganda eines Ewiggestrigen, neumodisch aufgepoppt! Doch ist sein Buch für das von ihm angesprochene Thema ernstzunehmen: Auch Schönhuber erhebt implizit den Zensurvorwurf, sieht die »deutsche Wahrheit« unterdrückt von einer angeblichen medialen Übermacht von »Seminarlinken« und Vertretern der verweichlichten »Mehrheitspartei«, womit die CSU gemeint ist.

Ein Buch mit ähnlicher Stoßrichtung erschien 1987 in der Nymphenburger Verlagshandlung, München, auch diese, wie Schönhubers Verlag Langen-Müller, eine Tochtergesellschaft der Verlagsholding Herbert Fleissners, was mehr als ein Zufall ist. Betrieb doch Fleissner, der Anteile auch an den Ullstein-Verlagen hält, in den letzten Jahren zielstrebig eine Ausrichtung seiner Verlagsprogramme auf Literatur mit dezent rechtsextremer Neigung.¹¹ Hier geht es um den Roman »Die Ferien des Journalisten B.« von dem 1931 geborenen Österreicher Helmut Schinagl. Ausgangspunkt der literarischen Darstellung sind reale Auseinandersetzungen im Jahre 1985 um die Tiroler Wallfahrtskirche »Anderl vom Rinn«. Den Kern dieses Konfliktes transportiert nun Schinagl so in seinen Roman: Die Bevölkerung des Tiroler Dorfes Fluns verehrt kultisch das Peterle, ein Kind, das vor Jahrhunderten von Juden ermordet worden sein soll. Deshalb, so Schinagl, werden die einfachen Leute von Fluns flugs des Antisemitismus geziehen. Obwohl er doch nur Urlaub machen wollte in Fluns, gerät der Journalist B. unversehens zwischen die Fronten – auf der einen Seite steht der Klerus, der dem Volk seinen Glauben nicht nehmen will, auf der anderen Seite ein aufgeregter, pejorativ als Marxist gezeichneter Soziologe mit dem sprechenden Namen »Spitzmeuß«, der überall in Fluns die braune Vergangenheit wiederkehren sieht. Der Journalist B. sucht den Überblick zu behalten, er will »objektiv« berichten, aber bald legen ihm philosemitisch eingestellte Kreise Steine in den Weg. B. wird als Antisemit verschrien, und auch sein Chefredakteur gerät unter den Druck der Linken, Liberalen und selbst der Aktionäre der Zeitung, weil ihnen, so will es Schinagl, B.s Reportagen aus Fluns zu wenig engagiert, zu wenig philosemitisch sind. So wird B. – vorübergehend – auf die Straße gesetzt; die »Zensur von links« war nicht nur eine mit dem Rotstift, sie hat eine berufliche Existenz zerstört. Inwiefern der Problemanalyse des Romans, bezogen auf die realen Ereignisse 1985, dokumentarischer Wert zukommt, kann dahingestellt bleiben. Die ideologische Infamie von Schinagls Geschichte liegt darin:

Während Österreich einen wiederauflebenden Antisemitismus erlebt, weit über die Waldheim-Affäre hinaus, während sich in Wien Juden auf offener Straße bespucken lassen müssen, kommt Schinagl mit einem humorig-satirischen Roman daher, der österreichischen Antisemitismus zur puren Einbildung und unbewiesenen Behauptung der linksliberalen, marxistisch fanatisierten Öffentlichkeit erklärt – und damit leugnet. Selbst der jüngste Salzburger Streit um George Tabori findet sich bei Schinagl vorweggenommen und wird reaktionär kommentiert – für das »gesunde Volksempfinden« und gegen die Kunstfreiheit: »Freiheit der Kunst besteht bei uns nämlich darin, daß eine Hundertschaft von Fanatikern zu schreien anfängt, wenn irgendwo ein mieses Theaterstück oder ein noch mieserer Film nicht gezeigt werden darf, weil man dem Publikum ersparen möchte, von permanentem Brechreiz geplagt zu werden.« Zu lernen ist aus den Büchern Schönhubers und Schinagls: »Zensur« ist auch ein politischer Kampfbegriff, der gegen den Gegner beliebig oft eingesetzt wird, sofern es opportun erscheint.¹² Versuchen wir dagegen, Zensur als analytischen Begriff zu etablieren, so wäre aus den bisher vorgestellten Romanen (mit Ausnahme Schinagls) das Milieu der Rundfunkanstalten bilanzierend festzuhalten:

- Zensur in der Bundesrepublik Deutschland wird nicht von eigens dafür bestellten Behörden ausgeübt; insofern gibt es keine staatliche Zensur. Ein Grenzfall allerdings sind Parteipolitiker, die in Wahrnehmung eines Staatsamtes ihre Position mißbrauchen, um Druck auf Medien und Intellektuelle auszuüben.

- Als geschichtliches Phänomen hat die Zensur eine Wandlung durchgemacht: Sie hat sich von der staatlichen auf die gesellschaftliche Ebene verlagert. Zensur heute wird ausgeübt durch gesellschaftliche Machtgruppen. Dies sind im Rundfunk vor allem die Parteien, die in den dafür vorgesehenen Gremien dominieren und das Programm kontrollieren.

- Zensur wird von den Kontrolleuren dann für notwendig gehalten, wenn kritischer Journalismus permanente Opposition gegen regierungsamtliche Politik betreibt, wenn das Gebot der Ausgewogenheit verletzt erscheint oder wenn Journalisten das Terrain demokratischer Spielregeln und Werte anscheinend verlassen. Der extrem nonkonformen Meinung wird der Schutz des Artikels 5 GG verweigert.

- Wie in anderen geschichtlichen Epochen auch ist Zensur auf Wirkungszensur angelegt. Waren im 19. Jahrhundert die Zeitungen die einzigen echten und deshalb zensurgeplagten Massenmedien, so sind es heute Hörfunk und Fernsehen. Ihnen gilt deshalb der besondere Argwohn der Zensoren, während das Buch eine fast unbegrenzte Freiheit genießt. Etwas anders liegt der Fall in Zeitungen und Zeitschriften – davon wird noch zu sprechen sein.

- Zensur in der Bundesrepublik Deutschland ist Personalkontrolle. Durch diffizile Auswahlverfahren versucht der Apparat, Querulanten möglichst schon vorher auszuschließen. Dringen sie dennoch ein und werden sozial auffällig, so steht ein breites Spektrum von Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung. Der Mitarbeiter soll zur Konfliktvermeidung angehalten werden. Insofern ist Personalkontrolle eine Form der Präventivzensur.¹³

- Die Aufsichtsgremien in den Rundfunkanstalten werden in aller Regel erst nach der Ausstrahlung inkriminierter Beiträge tätig, die sie dann mißbilligen können. Der Ruf nach personellen Konsequenzen ist ein weitergehender Schritt. Üblicherweise handelt es sich um Nachzensur; es gibt aber auch Fälle von Vorzensur bei der sogenannten Abnahme von Sendungen.

Diese aus der literarischen Darstellung gewonnenen Thesen sind durch wissenschaftliche Aussagen zum Thema zu verifizieren. Die Prüfung ihrer Plausibilität ist auch durch Zeitgenossenschaft möglich. Wie aber läßt sich die Gültigkeit von Literatur als soziales Dokument beurteilen, wenn sie über vergangene geschichtliche Epochen berichtet?¹⁴ Von Literatur auf gesellschaftliche Verhältnisse zu schließen bleibt ein zumindest problematisches Verfahren, und das nicht nur, weil es in der Konsequenz dazu führt, Literatur auf eine plane Widerspiegelung von Wirklichkeit zu reduzieren und so ihre spezifische Erkenntnisqualität aus dem Blick zu verlieren.¹⁵ Meine kritischen Anmerkungen zu den Büchern von Heidenreich, Horbelt und Schönhuber sollten deutlich gemacht haben, daß die literarische Version eines Zensurfalls auch eine Idealisierung der Position des betroffenen Autors einschließen kann. Eben deshalb ist es angebracht, sich mit Rückschlüssen von der Literatur auf die Wirklichkeit zurückzuhalten, zumindest was die Details anbelangt. Damit soll diesen Romanen zwar nicht prinzipiell ihre Authentizität bestritten werden, doch muß man sich der Vorläufigkeit des Verfahrens bewußt sein, wenn man versucht, Gegenwartsromane auf Fälle von Zensur hin zu befragen.

Auch in der Presse hat bekanntlich die Freiheit ihre Grenzen. Das gilt insbesondere für die Lokalpresse, aber abweichend vom Rundfunk geht es hier seltener um die Durchsetzung handfester parteipolitischer Machtinteressen, die dieser Freiheit konträr sind und sich allemal durchsetzen. In der engen Welt deutscher Städte kommt es zu Informationsunterdrückung, weil partikulare Interessengruppen wie Geschäftswelt und Verbände sich nicht gern dreinreden lassen von »nörgelnden Pressefritzen«, und weil die organisierte Durchsetzungskraft der Pressure groups auch in den Redaktionsstuben kein Bollwerk findet. Die da Zeitung machen, sind – so die literarische Version – Schreiber mit Hasenherzen, subalterne Redaktionsbeamte, die in nichts so groß sind wie in Kleinmut. Nirgends sonst wie im städtischen Rahmen sieht sich eine kritische Presse so schnell mit dem Vorwurf konfrontiert, das eigene Nest beschmutzt zu haben. Innerredaktionelle Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit hat z. B. Gert Brendl, der in Ernst Halls Kriminalroman »Sie werden sagen, es war Mord« aus dem Jahre 1981 über Neonazis berichten will und das seinem politisch rechts stehenden Lokalchef erst mal plausibel machen muß. »Nackte Zensur« aus gleichen Gründen erfährt auch Benno Brahm, der in dem 1985 erschienenen Roman »Alte Bekannte« »den neuen Nazis und ihren geheimen Freunden auf der Spur« (Untertitel) ist; die Autorin Ute Scheub war Redakteurin der linksalternativen »taz« und arbeitet heute als freie Journalistin.

In der Sicht von Schriftstellern gilt Pressefreiheit auch dann nicht viel, wenn industrielle Umweltvergehen aufgedeckt werden sollen. »Verantwortliche Berichterstattung« nennen es Lokaljournalisten in Felix Hubys Kriminalroman »Der Atomkrieg in Weiherbronn« von 1977, wenn sie bestimmte Details, die für das politische und industrielle Establishment unangenehm sind, einfach unterschlagen. Aus ganz anderem Holz geschnitzt ist da Hubys Held Hans Kilper, der für ein mutiges Nachrichtenmagazin rücksichtslos über jenes radioaktive Material berichten kann, das man auf der Müllkippe von Weiherbronn gefunden hat. Kilper ist ein Vertreter des »investigative journalism«, er wird selbst zum Detektiv, indem er beiträgt zur Lösung eines Kriminalfalls.¹⁶ Auch dieser Autor hat eigene Berufserfahrung verarbeitet, ist doch Felix Huby das Pseudonym des früheren Stuttgarter »Spiegel«-Korrespondenten Eberhard Hungerbühler.

Ein weiteres Beispiel: Mathäus Seebaum, Lokalreporter in Michael Springers Roman

»Bronnen« aus dem Jahr 1981, kommt einem Fall schleichender Bleivergiftung auf die Spur, doch versucht sein ängstlicher Lokalchef die Geschichte unter Hinweis auf angebliche journalistische Formalkriterien abzubiegen. Sagt Seebaum, das Blei sei »eine chronische Krankheit in dieser Gegend«, so erwidert sein Vorgesetzter: »Nicht das Chronische interessiert den Leser, sondern das Akute.« Natürlich ist dieser Zensurversuch motiviert durch Rücksichtnahme auf das bleiverarbeitende Werk und damit auf einen einflußreichen Arbeitgeber und potentiellen Anzeigenkunden.

Vielleicht läßt sich hier ein weiterer Unterschied zur Zensur im 19. Jahrhundert festmachen. Seinerzeit standen die Zensoren noch zu ihren Beweggründen, sie sagten offen: Wir zensieren dir diesen Text, weil du Gott/König/Vaterland beleidigt hast. Das 20. Jahrhundert aber bringt diese Ehrlichkeit nicht mehr auf: Zensur erklärt sich nicht als solche, sondern versteckt sich hinter Qualitätseinwänden. Ein kritischer Bericht ist gar nicht politisch untragbar, sondern nur »schlecht geschrieben«.

Suchen wir nach weiteren literarischen Darstellungen von Zensurfällen und ihren Ursachen. Viele Einzelheiten über die Grenzen der Pressefreiheit erfährt der Leser z. B. aus Dieter Zimmers Roman »Wunder dauern etwas länger«, der 1984 erschien. Zimmer, der hier die Geschichte vom privaten und beruflichen Scheitern eines Frankfurter Lokalredakteurs schreibt, ist selbst Redakteur in der Abteilung Innenpolitik des ZDF und verantwortet dort die zeitkritische Reihe »Die Reportage«. Seine persönlichen Berufserfahrungen fließen mittelbar natürlich auch in den Roman ein, nur wird seine konkrete berufliche Situation eben verhüllt: Aus dem Fernsehredakteur wird ein Zeitungsredakteur. Seine Romanfigur Andy ist ein engagierter Journalist, der sich nicht nur als Berichterstatter, sondern auch als Berater einer Bürgerinitiative für Umweltschutz annimmt. Heißt es noch am Anfang banalisierend: »Pressefreiheit endet spätestens bei den Partygästen des Verlegers«, so nimmt am Ende eben dieser Verleger Anstoß an Andys aufklärerischem Impetus. Resultat: Die Beförderung zum Lokalchef ist gefährdet, sofern sich der Kandidat nicht entschließen kann, zukünftig eine »gemäßigte Linie« zu verfolgen.

Die Presse ist privatwirtschaftlich verfaßt. Der Verleger als Eigentümer hat das Recht, die Linie, die Tendenz seiner Zeitung zu bestimmen. Diese Tendenz ist in der Regel eine politisch eher konservative, allemal eine systemkonforme schon durch ökonomischen Zwang: Weil Zeitungen zu 70 Prozent aus Anzeigeneinnahmen finanziert werden, darf die Redaktion die inserierende Wirtschaft nicht durch kapitalismuskritische Invektiven verschrecken. So machen neben den Verlegern vor allem die Anzeigenkunden ihren Einfluß geltend – und auch hier ist es oft angebracht, von Zensur oder doch zensurähnlichen Auswirkungen zu sprechen.

Der Schweizer Schriftsteller Otto F. Walter hat dieses Problem gleich in zwei Journalisten-Romanen aufgegriffen. In der »Verwilderung« aus dem Jahre 1977 spricht er recht treffend vom »permanenten Putsch der Inserenten«, und in »Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht«, 1983 erschienen, stoppt die Autoindustrie die Anzeigenaufträge für eine Schweizer Zeitung, weil diese von der ökologischen Untragbarkeit des Autos gesprochen hatte. Das Kapital weigert sich, »solche Angriffe« noch länger mitzufinanzieren, und verlangt ultimativ ein »anzeigenkundenfreundliches Umfeld«. Für die Redaktion ist klar, daß man dieser Erpressung nicht nachgeben darf, doch der Verlagsgeschäftsführer denkt da ganz anders: Er verlangt von seinen Redakteuren »künftig mehr Selbstkontrolle, mehr Fingerspitzengefühl«, ja ein »ausgewogeneres Textmanagement« – welch ein Euphe-

mismus und welch ein modernes Synonym für (Selbst-)Zensur! Als das Blatt dann auch noch einem Konzern, der »Medium AG«, einverleibt werden soll, solidarisieren sich die Zeitungproduzenten (und das meint hier sowohl redaktionelles wie technisches Personal): Sie schmieden Streikpläne und träumen von einer eigenen Zeitung, die denen gehört, die sie herstellen. Dieser Rebellion liegt das Bewußtsein zugrunde, »daß die Information längst zum zentralen Feld des gesellschaftlichen Kampfes geworden sei«. Damit wäre ein zentrales Motiv für den Argwohn und die Begehrlichkeit moderner Zensoren auf den Begriff gebracht.

Eine defensive Grundeinstellung ist im Journalismus weit verbreitet, und Verlage und Redaktionsleitungen suchen jeden Berufsanfänger so zu sozialisieren, daß er dies akzeptiert: Vorsicht ist Richtschnur aller redaktionellen Entscheidungen. Das führt dann in der Konsequenz zu manifesten Wahrnehmungs- und Schreibstrukturen wie diesen: »Diese Herrschaften nämlich fragen nicht mehr ›wer, was, wann, wo, wie, warum und wozu?‹ und machen sich dann einen Reim darauf, sondern sie fangen mit dem Reim an und legen sich die Fakten entsprechend zurecht, und – wie der Zufall es will – reden sie damit immer einem einflußreichen Zeitgenossen nach dem Mund« – ein Zitat aus Jost Noltes Roman »Eva Krohn oder Erkundigungen nach einem Modell«, dessen erste Auflage 1976 erschien. Es ist damit ein Phänomen angesprochen, das mittlerweile sprichwörtlich geworden ist: die »Schere im Kopf«. Dieses Bild unterstellt, der mögliche Einwand der Zensoren werde im Bewußtsein des Journalisten vorweggenommen und überflüssig gemacht durch präventive Selbstzensur.

Josefa Nadler, Reporterin der Ostberliner »Wochenpost« in Monika Marons Roman »Flugasche« aus dem Jahre 1981, ist die Anpassung bewußt: »Wir streichen uns selbst die Hälfte weg, weil wir zu wissen glauben, andere würden es streichen . . . Wir benehmen uns wie dressierte Hofhunde, die letztlich nur ihre eigene Kette bewachen.« Was war es, das Josefa in Konflikt mit ihrer Redaktion brachte? Eine Reportage über die Industriestadt B. (gemeint ist Bitterfeld) war nicht »vorbildlich« gewesen, denn statt sozialistische Errungenschaften hervorzuheben, schilderte sie B. so, wie es seine Bewohner tatsächlich erleben: als »schmutzigste Stadt Europas«. Josefa versteht nicht, warum ihre Reportage als »Wasser auf die Mühlen des Klassenfeindes« denunziert wird. Sie glaubt noch an das Vorrecht der Wahrheit vor der Unwahrheit, glaubt an die unverfälschte Alltagswahrnehmung als Maßstab. Ihre Kollegin Luise fragt sie: »Wem nützen unsere Schwindeleien, Luise? Glaubst du, der Kollege Soundso ließe sich von uns einreden, es sei so unerträglich gar nicht in seiner Stadt? . . . Oder glaubt jemand, 180 Tonnen Flugasche wögen auf Zeitungspapier schwerer als auf der eigenen Haut?« Die Zensoren aller Zonen und Klassen, diese Vermutung drängt sich auf, sind in der Tat dieser Auffassung. Der interkulturelle Vergleich zeigt: In der Unterdrückung unliebsamer Nachrichten und Meinungen stellt sich leicht eine der ach so geliebten deutsch-deutschen Gemeinsamkeiten her.

Widerstand setzt stets Aktivitäten frei, ihn zu brechen. Deshalb weiß die Literatur zu berichten von zynischen Chefs, die auf Forderungen nach innerer Pressefreiheit zum Schein eingehen. Bei Jost Nolte läßt sich ein neuer Chefredakteur in seiner Antrittsrede so vernehmen: »Niemand, das verspreche ich, soll hier gezwungen werden, etwas zu schreiben, woran er nicht glaubt. Aber wir werden auch nicht länger alles drucken, woran einer glaubt.« Doch das ist fast schon wieder eine anachronistische Strategie, kein Musterfall aus dem »Handbuch für humane Betriebsführung«. Wesentlich moderner geriert sich Rainer

Dohl, der Nachrichtenchef einer Provinzzeitung, im 1983 erschienenen Roman »Der Blattmacher« des »Zeit«-Satirikers Wolfgang Ebert. Rainer Dohl ist ein Ausbund an Anpassungsfähigkeit, ist der Prototyp des flexiblen Opportunisten, der darin gerade deshalb so perfekt ist, weil er eine Vergangenheit als kritischer Moralist hinter sich hat. Als der Verlag den allseits beliebten älteren Chefredakteur gegen einen neuen aalglatten »Blattmacher« austauschen will, gibt sich Dohl im Kollegenkreis radikal und verspricht, den Widerstand gegen diese Entscheidung zu organisieren. Doch zu Taten kommt es nie, und Dohl versteht es, gleichzeitig auch die Verlagsspitze seiner Loyalität zu versichern. Ein Meister der Doppeldeutigkeit ist Dohl auch mit Worten, immer sagt er »klipp und klar, wenn auch möglichst zwischen den Zeilen«, seine Meinung. So ist er sich denn auch sicher, daß namentlich seine Kolumne »Zur Sache« deshalb überall so gut ankommt, weil »es mir gelungen war, das unterschwellig Subversive so sorgsam zu verpacken, daß es keiner merkte«. Bei solch zuverlässigen Mitarbeitern wird Zensur natürlich überflüssig. Diese Romanfiguren verkörpern die folgende These: Die weitgehende Abwesenheit manifester Zensur in der Bundesrepublik Deutschland erweist sich, in der Presse wie bei den Rundfunkanstalten, als das Resultat erfolgreicher Personalkontrolle.

Eine Zukunftsvision zum Schluß: Sind Zustände denkbar, unter denen der Artikel 5 des Grundgesetzes de facto aufgehoben ist und erneut staatliche Zensur stattfindet? Anton Andreas Guha, politischer Redakteur der »Frankfurter Rundschau« und einer der kühnsten Militärkritiker in der Bundesrepublik Deutschland, meint ja. In einem vielsagend »Ende« betitelten Buch, das 1983 erschien, suchte er eine Vorstellung davon zu vermitteln, welche Schrecken ein atomar geführter Krieg für die Deutschen bereit hielte.¹⁷ Der Autor dieses fiktiven »Tagebuchs aus dem 3. Weltkrieg« ist Mitglied einer Zeitungsredaktion, die sich angesichts der ersten Kampfhandlungen entschließt, die Bevölkerung zum Widerstand gegen den Krieg aufzurufen. Doch da erscheinen Staatsbeamte im Verlagshaus und verhindern unter Berufung auf das »vor drei Jahren« novellierte Notstandsrecht alle »wehrersetzenden oder die Bevölkerung beunruhigenden Artikel, vor allem Kommentare«. Die Aufhebung der Pressefreiheit ist perfekt, als »der Leitartikel schließlich per Fernschreiber aus dem Verteidigungsministerium« kommt.

ANMERKUNGEN

Der vorstehende Aufsatz geht zurück auf Vorträge und Diskussionen auf einer Sommerakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes im September 1985 in Campill/Südtirol und einer Tagung im März 1986 auf Schloß Regendorf bei Regensburg, die dem Thema: »Dissidente Rede und offizielle Lektüre. Paradigmata oppositioneller Literatur und Publizistik im 19. und 20. Jahrhundert« gewidmet waren. Für kritische Anregung gilt Hans Adler und dem inzwischen verstorbenen Zdenko Škreb, dem ich diesen Aufsatz widme, besonderer Dank.

Meine Überlegungen stützten sich auf die Lektüre folgender Romane (nach Autoren alphabetisch geordnet): Jürgen Breest: Dünnhäuter. Roman. Frankfurt/Main 1979, zit. nach der Taschenbuch-Ausgabe Frankfurt/Main 1981; Wolfgang Ebert: Der Blattmacher. Satirischer Roman. München 1983; Anton Andreas Guha: Ende – Tagebuch aus dem 3. Weltkrieg. Königstein/Ts. 1983; Ernst Hall: Sie werden sagen, es war Mord. Kriminalroman. Reinbek 1981; Gert Heidenreich: Der Ausstieg. Roman. Düsseldorf 1982; Rainer Horbelt: Das Projekt Eden oder Die große Lüge der Fernseh-Macher. Tatsachenroman. Frankfurt/Main 1984; Felix Huby: Der Atomkrieg in Weiherbronn. Reinbek 1977; Jürgen Lodemann: Der Solljunge. Autobiographischer Roman. Zürich 1982; Monika Maron: Flugasche. Roman, Frankfurt/Main 1981; Jost Nolte: Eva Krohn oder Erkundigungen nach einem Modell. Frankfurt/Main 1976, zit. nach der Taschenbuch-Ausgabe. Frankfurt/Main 1979; Ute Scheub: Alte Bekannte. Den neuen Nazis und ihren geheimen Freunden auf der Spur. Reinbek 1985; Helmut Schinagl: Die Ferien des Journlisten B. München 1987; Franz Schönhuber: Macht – Roman eines Freistaats. Roman. München und Wien 1985; Johannes Mario Simmel: Die im Dunkeln sieht man nicht. Roman. München

1985; Michael Springer: Bronnen. Roman. Hamburg 1981; Otto F. Walter: Die Verwilderung. Roman. Reinbek 1977, zit. nach der Taschenbuch-Ausgabe. Reinbek 1981; Otto F. Walter: Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht. Roman. Reinbek 1983; Dieter Zimmer: Wunder dauern etwas länger. Roman. Bern und München 1964.

- 1 Zur Motivgeschichte von 1774 bis 1974 vgl. Cecilia von Studnitz: Kritik des Journalisten. Ein Berufsbild in Fiktion und Realität. München 1983. Außerdem Erhard Schütz: »Das schweinischste Handwerk auf der Welt« – oder: Der »andere« Autor. Journalisten in Romanen der Weimarer Republik. In: »Literatur für Leser«, Jg. 1984/Heft 4, S. 199–210; Howard Good: The Journalist in Fiction, 1890–1930. In: »Journalism Quarterly«, Vol. 62/Nr. 2 (Summer 1985), S. 352–357; Christina Holtz: Die Lust der Macht oder Warum Journalisten aussteigen. In: »Publizistik«, 27. Jg. 1982/Heft 1–2, S. 268–274; Stefan Pannen: Die machtlosen Meinungsmacher. Zur politischen Rolle und zum Berufsbild des Journalisten in der Prosaliteratur der Bundesrepublik Deutschland, Diplomarbeit an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität München, 1987.
- 2 vgl. Volker Lilienthal: Journalisten als Kopflanger. Aktualität und Nutzen von Bertolt Brechts Tui-Kritik. In: »Journal für Publizistik & Kommunikation«, Jg. 1982/Heft 3, S. 123–133; sowie in John Fuegi / Gisela Bahr / John Willett (Hrsg.): The Brecht Yearbook 12/1983. Detroit und München 1985, S. 190–205.
- 3 Zum Selektionsverhalten der Literaturkritik vgl. jetzt auch Volker Lilienthal: Literaturkritik als politische Lektüre. Am Beispiel der Rezeption der »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss. Berlin 1988, dort insbesondere das 4. Kapitel: Die PR-Funktion von Kritik im Distributionssystem des Buchmarktes.
- 4 Monika Dimpfl: Literarische Kommunikation und Gebrauchswert. Bonn 1981, S. 116. Zum Einfluß der Massenmedien auf die literarische Schreibweise vgl. auch Anm. 9.
- 5 Weitere Nachweise für den Zeitraum bis Ende 1984 finden sich in: Volker Lilienthal: Helden der Aufklärung? Auskunft über Journalisten in der neueren Literatur. In: »medium«, Jg. 1984/Heft 5, S. 27–32; Heft 6, S. 42–47; Heft 7–8, S. 65–67. Eine aktualisierte Gesamtdarstellung ist in Vorbereitung.
- 6 Das gilt selbst für ein literarisches Beispiel wie die »Verlorenen Illusionen«. Honoré de Balzacs. Nach neueren Forschungen Annemarie Kleinert hat Balzac bereits in den frühen Jahren 1819 bis 1822 als Journalist gearbeitet, und zwar für das »Journal des Dames et des Modes«. Die dabei gemachten Erfahrungen verarbeitet er nachweisbar in seinem Presse-Roman. Vgl. Annemarie Kleinert: Balzac – erst Journalist, dann Schriftsteller. Die Jugendjahre von 1819 bis 1822. In: »Publizistik«, 32. Jg. 1987/Heft 2, S. 206–224.
- 7 vgl. Gert Heidenreich: »Objektiv« ist, wer die Macht hat. Subjektive Anmerkungen zu einem Kampfbegriff. In: »Vorgänge«, Heft 46 (Jg. 1980/Heft 4), S. 67–72.
- 8 vgl. Christian Schultz-Gerstein: Der Doppelkopf. Frankfurt/Main 1979.
- 9 Lodemann verläßt sich hier zu sehr auf ein medienübliches Ritual, auf die vorbildstiftende Überzeugungskraft von Autoritätspersonen. Diese Persuasion durch Prominenz ist ein Widerspruch zur intendierten Aufklärung, deren Idee verlangt, Denken und Handeln auf Einsicht und nicht auf bloße Nachahmung zu gründen. Das Phänomen wurde insbesondere zur Zeit der »Nährstoffs«-Kontroverse medial manifest, als viele bekannte Schriftsteller sich gegen die Raketen engagierten und die Medien die Außenseite dieser Aktionen bereitwillig multiplizierten. Solche Angebote zur Identifikation fördern die Bequemlichkeit: Prominente denken und handeln stellvertretend. Sie überreden durch ihr Beispiel, durch ihre auratische Persönlichkeit, kaum aber durch Argumente. Die Problematik dieses Vorgehens kann sich auch unmittelbar auf die literarische Schreibweise auswirken. Milan Kundera gehört zu den Schriftstellern, die sich dieser Gefahr bewußt sind. Flaubert, so sagte Kundera in einer Rede in Jerusalem, habe ihn gelehrt, die eigene Person hinter dem Werk verschwinden zu lassen, aber »das ist heutzutage nicht einfach, da alles auch nur einigermaßen Bedeutende über die grell beleuchtete Bühne der Massenmedien gehen muß, die, entgegen Flauberts Absicht, das Werk hinter dem Image seines Autors verschwinden lassen. . . Der Romancier, der sich für die Prominentenrolle hergibt, setzt sein Werk der Gefahr aus, daß es als simpler Fortsatz seiner Handlungen, Erklärungen und Stellungnahmen angesehen wird.« Ja, mehr noch: »Die zwingende Notwendigkeit, zu gefallen und so die Aufmerksamkeit der möglichst vielen zu gewinnen, macht die Ästhetik des Kitsches zur Ästhetik der Massenmedien und in dem Maße, wie die Medien unser ganzes Leben umfassen und durchdringen, wird der Kitsch zu unserer Alltagsästhetik und -moral.« Vgl. Milan Kundera: die europäischste aller Künste. In: »Litfazz. Zeitschrift für Literatur«, Nr. 36, hier zit. nach dem Neuabdruck in: »Frankfurter Rundschau« vom 1. April 1986, S. 6.
- 10 Auch in seinem jüngsten Roman »Und mit den Clowns kamen die Tränen« (München 1987) bedient sich Simmel einer Journalisten-Figur, der Reporterin Norma Desmond, um sein Thema »Gen-Manipulation« spannend und weltumspannend umzusetzen.
- 11 vgl. die verdienstvolle Dokumentation von Hans Sarkowicz: Wenn die Dämme brechen. Der unaufhaltsame Aufstieg des Verlegers Herbert Fleissner. In: »Die Zeit«, Nr. 42 vom 9. Oktober 1987, S. 51 f.
- 12 Explizit wird der Ruf nach einer Zensur von gesellschaftskritischen Aussagen erhoben in Karl Steinbuch: Maßlos informiert. Die Enteignung unseres Denkens. München und Wien 1978.
- 12 Manche Rundfunk-Manager denken wirklich in diesen Begriffen, das mag ein Zitat aus der Antrittsrede von Andreas Matthiessen belegen, der im Oktober 1985 Leiter der Hauptabteilung Organisation im krisengeschüttelten Sender Freies Berlin wurde. Wörtlich kündigte er an, »für das Haus ein effektives Personalcontrolling einführen« zu wollen (zit. nach: »epd/Kirche und Rundfunk«, Nr. 89 vom 9. November 1985, S. 23). Solche Maßnahmen werden ideologisch unterstützt etwa von dem Soziologen Erwin K. Scheuch, der Anfang März 1986 auf einem Treffen des konservativen Vereins »Bürger fragen Journalisten« einen Mangel an »negativen Sanktionen bei Fehlverhalten« in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten beklagte. Vgl. »epd/Kirche und Rundfunk«, Nr. 19 vom 12. März 1986, S. 11.
- 14 Zur grundsätzlichen Problematik vgl. Hans Adler in einer Rezension zweier Studien zum literarischen Unternehmerbild. In: »Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur«, Jg. 1985, S. 285–299.
- 15 vgl. meine kritischen Anmerkungen zur bisherigen Forschung in: Helden der Aufklärung? (I), a.a.O., S. 27–29.

- 16 Zum Thema Kriminalroman mit journalistischem Personal vgl. Volker Lilienthal: Wenn Reporter Detektiv spielen. In: »Rheinischer Merkur / Christ und Welt«, Nr. 37 vom 9. September 1988, S. 18.
- 17 Guhas Buch gehört in den Zusammenhang einer ganzen Reihe von sogenannten »Atomkriegsszenarien«, die in der Bundesrepublik Deutschland zu Anfang der achtziger Jahre in Reaktion auf die »Nachrüstung« erschienen sind. Vgl. Volker Lilienthal: Nach dem Atomschlag. Über neuere Versuche, das Unvorstellbare vorstellbar zu machen. In: »die horen«, Heft 139, 3. Quartal 1985, S.